

Kleinau, Elke

Historische und soziologische Geschlechterforschung [Rezension]

Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 1 (1998) 2, S. 307-315



Quellenangabe/ Reference:

Kleinau, Elke: Historische und soziologische Geschlechterforschung [Rezension] - In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 1 (1998) 2, S. 307-315 - URN: urn:nbn:de:0111-opus-45450 - DOI: 10.25656/01:4545

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-45450>

<https://doi.org/10.25656/01:4545>

in Kooperation mit / in cooperation with:



VS VERLAG

<http://www.springerfachmedien.de>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Inhaltsverzeichnis

| | |
|--|--|
| Klaus Mollenhauer ist tot | 151 |
| EDITORIAL | 153 |
| SCHWERPUNKT: ALLGEMEINE ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT UND ANDERE TEILDISZIPLINEN | |
| Peter Vogel | Stichwort: Allgemeine Pädagogik 157 |
| Yvonne Ehrenspeck | Teildisziplinen ohne Allgemeine Erziehungswissenschaft? Folgen unterlassener Reflexion, Begriffskritik und Grundlagenforschung beim Theorieimport „Alltag“ 181 |
| Werner Helsper | Zum Verhältnis von Schulpädagogik und Allgemeiner Erziehungswissenschaft – fließende Grenzen und schwierige Übergänge..... 203 |
| Rolf Arnold | Zum Verhältnis von Allgemeiner Erziehungswissenschaft und Berufspädagogik 223 |
| Rudolf Tippelt | Zum Verhältnis von Allgemeiner Pädagogik und empirischer Bildungsforschung 239 |
| David Bridges | Academic politics and the <i>a priori</i> : philosophy and educa- tional research in the UK 261 |
| THEMA: LERNEN | |
| Fritz Klauser | Problem-Based Learning – Ein curricularer und didaktisch-methodischer Ansatz zur innovativen Gestaltung der kaufmännischen Ausbildung 273 |

REZENSIONEN

| | | |
|--------------------------|--|-----|
| Hans-Ulrich Musolff | Schwerpunktrezension Allgemeine Pädagogik und Allgemeine Erziehungswissenschaft | 295 |
| Christian Lüders | Ein erziehungswissenschaftlicher Blick auf die Jugendforschung | 300 |
| Elke Kleinau | Historische und soziologische Geschlechterforschung..... | 307 |
| Impressum | | U 2 |
| Manuskripthinweise | | U 3 |

Historische und soziologische Geschlechterforschung

Sammelrezension zu:

1. Margret Kraul, Christoph Lüth (Hrsg.): *Erziehung der Menschen-Geschlechter. Studien zur Religion, Sozialisation und Bildung in Europa seit der Aufklärung. (Frauen- und Geschlechterforschung in der Historischen Pädagogik, Bd. 1).* Weinheim: Deutscher Studien Verlag. 1996. 260 S. Preis: 39,80 DM.
2. Yvonne Knibiehler: *Geschichte der Väter. Eine kultur- und sozialhistorische Spurensuche. (Frauen – Kultur – Geschichte, Bd. 5). Mit einem Nachwort von Claudia Opitz.* Freiburg: Verlag Herder. 1996. 372 S. Preis: 44 DM.
3. Kirsten Heinsohn, Barbara Vogel, Ulrike Weckel (Hrsg.): *Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland.* Frankfurt a.Main: Campus Verlag. 1997. 280 S. Preis: 48 DM.
4. Heide von Felden: *Die Frauen und Rousseau. Die Rousseau-Rezeption zeitgenössischer Schriftstellerinnen in Deutschland.* Frankfurt a.Main: Campus Verlag. 1997. 272 S. Preis: 68 DM.
5. Gabriele Klein, Katharina Liebsch (Hrsg.): *Zivilisierung des weiblichen Ich.* Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag. 1997. 428 S. Preis: 29,80 DM.
6. Theresa Wobbe: *Wahlverwandschaften. Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft.* Frankfurt a. Main: Campus Verlag. 1997. 287 S. Preis: 58 DM.
7. Robert W. Connell: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten.* Opladen: Verlag Leske und Budrich. 1998. Preis: 36 DM.

1. Kraul/Lüth, Erziehung der Menschen-Geschlechter. Thema des von Margret KRAUL und Christoph LÜTH herausgegebenen Sammelbandes „Erziehung der Menschen-Geschlechter“ ist der „Einfluß von Religion und Kirche auf geschlechtsspezifische Sozialisation, Bildung und Ausbildung im europäischen Vergleich“ (S. 7). Einige Autor/innen gehen von einem traditionellen Religionsbegriff im Sinne bestimmter Dogmen einer Religionsgemeinschaft aus, die meisten Beiträge operieren aber – im Anschluß an Lucian HÖLSCHER – mit einem weiten Religionsbegriff, der die Kirchen und andere institutionalisierte Religionsgemeinschaften transzendiert. Religiosität wird nicht „an bestimmte ‚religiöse Glaubenssätze einer sozialen Gruppe‘ gebunden, sondern als ‚religiösweltanschauliche Innenausstattung von Menschen‘ verstanden“ (S. 8). Das Spektrum der Beiträge reicht von der „Erziehung im religiösen Kontext bei LESSING“ (Christoph LÜTH) über den Einfluß der Religion auf die Mädchenbildung (Juliane JACOBI), die Identitätsbildung (Anne-Marie KÄPPEL, Imbke BEHNKEN/Pia SCHMID) bis zu den

männlichen katholischen Jugendorganisationen (Irmtraud Götz VON OLENHUSEN). Einzig der Beitrag von Ingrid LOHMANN setzt sich mit einer nicht-christlichen, der jüdischen Religion auseinander. Er behandelt das Problem der Toleranz unter den verschiedenen Religionen und stellt die These auf, daß um die Wende zum 19. Jh. Vertreter der jüdischen Aufklärung der christlichen Bevölkerungsmehrheit „das Angebot eines interkulturellen Zusammenlebens gemacht“ hätten (S. 10). Die entsprechende Praxis, Kinder christlicher und jüdischer Konfession gemeinsam zu unterrichten – zunächst realisiert in der 1778 gegründeten jüdischen Freischule in Berlin –, sei aber 1819 verboten worden. Auch die Anfänge einer schulisch institutionalisierten jüdischen Mädchenbildung reichen bis ins frühe 19. Jh. zurück. Sie galt als „wirksamstes Mittel einer moralischen Erneuerung“ (S. 203). Forderungen nach einer Emanzipation der Frauen durch Bildung konnten sich nicht durchsetzen, das neue Frauenbild entsprach vielmehr dem „der treusorgenden Gattin, tüchtigen Hausfrau und glaubensfesten Erzieherin ihrer

Töchter und Söhne, ganz im Sinne ROUSSEAU und CAMPES und der aus der biblischen Geschichte geschöpften Vorbilder“ (S. 204). Die beiden Autoren Johan C. STURM/Leendert Frans GROENENDIJK befassen sich mit der „Mädchenerziehung im niederländischen Neokalvinismus“ und gelangen dabei zu unerwarteten Ergebnissen. In Anlehnung an die zuvor gegründeten Vereine für die männliche Jugend waren die neokalvinistischen Mädchenvereine fast ausschließlich „Lernzirkel“ (S. 232), die auf die Eigeninitiative junger Frauen zurückgingen und deren „Bedürfnis nach intellektueller und moralischer Entwicklung“ befriedigten (S. 234). In diesen Zirkeln konnten sich die jungen Frauen mit Strömungen in der Außenwelt, mit Feminismus, Sozialismus und modernen Medien auseinandersetzen. Vorschläge, die Mädchen mehr auf ihre zukünftige Tätigkeit als Hausfrau und Mutter einzustimmen, gingen in die Programmatik der Mädchenvereine nicht ein. Die Autoren kommen vielmehr zu dem Schluß, daß die Bildung der Vereine dazu beigetragen habe, „daß sich Mädchen und Frauen in der traditionell sexistisch eingestellten kalvinistischen Kultur langfristig immer weniger den Mund verbieten ließen“ (S. 236). Die Mädchen sollten zu selbständigem Denken, Handeln, Fühlen und Glauben angeleitet werden. Die Gefahr, daß viele der so geprägten Frauen die neugewonnene geistige Freiheit nutzen und sich vom Calvinismus abwenden könnten, diese Gefahr sei zunächst unterschätzt worden. Auch Rebecca ROGERS zieht in ihrem Artikel über katholische Mädchenschulen in Frankreich das Fazit, daß eine religiös ausgerichtete Erziehung nicht per se einengenden Charakter haben muß. Religiöse und intellektuelle Erziehung existierten in den von Nonnen geleiteten Internatsschulen nebeneinander, ergänzten sich sogar. Von den jungen Mädchen scheint Religion im Prozeß der Persönlichkeitsentwicklung als durchaus hilfreich empfunden worden zu sein. Der Anspruch, sowohl diskurs- als auch sozialgeschichtlich vorzugehen, wird nicht von allen Beiträgen erfüllt. Sie sind eher einer traditionellen Ideengeschichte verhaftet, und der Hinweis auf die soziale Gestaltungskraft der Diskurse soll häufig nur überdecken, daß nicht sozialhistorisch geforscht worden ist.

2. Kniebiehler, Geschichte der Väter. Daß Mutterschaft und Mütterlichkeit keine Naturkonstanten sind, sondern im historischen und sozialen

Wandel jeweils neu gestaltet und mit neuer Bedeutung versehen werden, ist seit Elisabeth BADINTERS bahnbrechender Studie über die Mutterliebe allgemein bekannt. Aber haben nicht auch Väter eine Geschichte? So fragt einleitend die französische Sozialhistorikerin Yvonne Kniebiehler, mit deren Buch „Geschichte der Väter“ erstmals eine ideen- und sozialhistorische Studie über die Ausgestaltung der Vaterschaft von der Antike bis zur Neuzeit vorliegt. Im Durchgang durch 2000 Jahre kultureller und gesellschaftlicher Entwicklung zeichnet die Autorin Kontinuität und Wandel im Konzept der Vaterschaft nach und verdeutlicht, daß auch Vaterschaft keine geschichtslose Konstante, sondern ein höchst komplexer Aspekt sozialer Organisation ist. Um einem möglichen Mißverständnis gleich vorzubeugen: Eine eigene Untersuchung hat die Autorin nicht durchgeführt, sie versucht sich an einer „Synthese von Überlegungen, ausgehend von bereits erarbeiteten Forschungsergebnissen“ (S. 13). Für diese Monographie, die sich vor allem auf Frankreich bezieht, wurde auf Material zurückgegriffen, das Studien aus der Rechts-, Familien-, Kindheits-, Frauengeschichte, der historischen Demographie und Anthropologie zutage gefördert haben. Die Vielfältigkeit der Aspekte läßt sich nur schwer auf einen Nenner bringen bzw. auf eine Geschichte reduzieren. „Vom Gottvater über den Landesvater bis zum Haus- und Familienvater reicht die Ahnenreihe des ‚Patriarchen‘; von der symbolischen Vaterschaft des Papstes, über den Pater, Pfarrer oder schließlich den Paten führt die Traditionslinie der spirituellen ‚Ersatzväter‘“ (S. 342f.). Thematisiert werden die väterliche Gewalt, aber auch die väterliche Liebe zum Kind, die Konkurrenz zwischen Vätern und Müttern um das Kind. Beleuchtet wird auch die „wechselhafte Beziehung des immer machtvoller werdenden Staates zur Vaterschaft und zu den Vätern“, die vielfach „eine Geschichte der Konkurrenz, häufig aber auch eine des Zusammenwirkens und Ineinandergreifens von individuellem väterlichen und institutionellen Handeln war und ist“ (S. 343). Fazit dieser kenntnisreichen Studie ist, daß sich die aktuelle wie auch die historische Situation der Väter nicht allein aus einer biologischen Funktion heraus erklären läßt. Viel wichtiger war und ist die psychologische und die soziale Funktion der Vaterschaft, „die immer auch von der gesellschaftlichen Großwetterlage mitbestimmt war – und insofern auch nach Epoche,

Stand oder Klasse deutlich variierte“ (S. 344). Daß die Entwicklung der Vaterschaft in den einzelnen Nationalstaaten sehr unterschiedlich verlaufen sein könnte, dazu hat die Herausgeberin Claudia OPITZ in ihrem Nachwort erste Überlegungen angestellt. Es bleibt zu hoffen, daß die Studie zu historisch-vergleichenden Untersuchungen im deutschen Sprachraum anregt. An aussagekräftigen Quellen dürfte es nicht fehlen, neben Gesetzestexten und -auslegungen, autobiographischen Zeugnissen, literarischen Quellen gilt es auch Dokumente zu analysieren, die bisher unter anderen Fragestellungen bearbeitet worden sind. Ein Pendant zu Jean Nicolas BOUILLYS „Conseil à ma fille“ wäre der CAMPEsche Ratgeber „Väterlicher Rath für meine Tochter“, der unter dem Aspekt Kontinuität und Wandel von Vaterschaft noch nicht ausgewertet worden ist.

3. Heinsohn/Vogel/Weckel, Zwischen Karriere und Verfolgung. Opfer oder Täterin? Um diese beiden dichotom angelegten Begriffe kreist seit Mitte der 80er Jahre eine hitzig geführte Debatte in der historischen Frauen- und Geschlechterforschung. Die Debatte erreicht insofern eine neue Qualität in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zwischen Forscherinnen, weil nicht nur „eine Neubewertung des historischen Handelns von Frauen“ (S. 8) eingeklagt wurde, sondern gleichzeitig massive Vorwürfe gegenüber Kolleginnen damit verbunden waren. „In dem Wunsch, eine identitätsstiftende Frauengeschichte zu rekonstruieren“ seien Frauen ausschließlich als Opfer des NS-Regimes dargestellt worden. Frauen als Täterinnen kämen schlichtweg nicht vor. Damit „sei das vielfältige Wirken deutscher Frauen an der Aufrechterhaltung der Diktatur sowie an der Vorbereitung und Durchführung des Holocausts systematisch ausgeblendet worden“ (S. 8). Zehn Jahre nach Ausbruch dieses ‚Historikerinnenstreits‘ gelangen Kirsten HEINSOHN, Barbara VOGEL und Ulrike WECKEL in dem Sammelband „Zwischen Karriere und Verfolgung“ zu dem Schluß, daß die Geschichte der Frauen im Nationalsozialismus nach wie vor eklatante Lücken aufweist. Die Auseinandersetzung zwischen den Frauenforscherinnen sei ausschließlich auf programmatischer Ebene erfolgt, weder die Geschichte der Frauen als Opfer noch die der Täterinnen sei umfassend erforscht. In Anbetracht der Weiterentwicklung, die die historische Forschung zum

Nationalsozialismus in den letzten Jahrzehnten genommen habe, greife die dichotome Klassifizierung von Frauen als Opfer oder Täterinnen zu kurz. Die Begriffe eigneten sich nicht als analytische Kategorien, sie transportierten vor allem moralische Urteile, erfüllten „in erster Linie polemische Funktionen und lieferten als solche noch keinerlei Erklärungsansatz für das Verhalten historischer Frauen“ (S. 13). Als Ausweg aus dieser theoretisch unergiebigem Kontroverse wählten die Herausgeberinnen einen anderen Zugang und fragten nach verschiedenen Handlungsräumen, in denen sich Frauen – seltener Männer – im ‚Dritten Reich‘ bewegten. Neben der Analyse der vorfindlichen Handlungsbedingungen wurde auch nach den Selbstdeutungen der Akteurinnen gefragt. Die Fragen machen deutlich, daß es sich bei den Beiträgen dieses Bandes nicht um programmatische Texte handelt, sondern um empirische Studien, d.h. um Fallstudien über verschiedene Handlungsräume, die Frauen unter den Bedingungen der NS-Herrschaft offenstanden bzw. von ihnen genutzt wurden. Aus der Fülle der insgesamt sehr anregenden Arbeiten greife ich die heraus, die zum einen – von eher jüngeren Wissenschaftlerinnen verfaßt – neue Forschungsergebnisse präsentieren, zum anderen jene, die für die Historische Pädagogik professionsgeschichtlich von besonderem Interesse sein dürften. Den Auftakt bildet ein biographisches Porträt Gertrud BÄUMERS, der bis 1933 im Reichsinnenministerium die Verantwortung für das Mädchenbildungswesen oblag. Angelika SCHASER kontrastiert in ihrem Artikel die Selbstdeutung Gertrud BÄUMERS mit der Wahrnehmung ehemaliger politischer Weggefährten. BÄUMER, die sich selbst im nachhinein als „Verwalterin und Bewahrerin des Erbes der bürgerlichen Frauenbewegung in schwerer Zeit“ stilisierte (S. 15), erscheint dabei als eine politisch weitgehend angepaßte Frau. Kennzeichnend für ihre Haltung im und gegenüber dem Nationalsozialismus ist nach Ansicht der Autorin „weniger die 1933 erfolgte Anpassung als die ältere, teilweise Übereinstimmung mit einzelnen Zielen des Nationalsozialismus.“ In der bürgerlichen Frauenbewegung und der Deutschen Demokratischen Partei, deren Mitbegründerin BÄUMER war, habe es bereits vor 1933 eine ‚potentielle Einbruchsstelle antidemokratischer Ideologien‘ (Wolfgang MOMMEN) gegeben. SCHASER zufolge personifiziert Gertrud BÄUMER „eine dieser Einbruchsstellen“ (S.

38). Der auf lebensgeschichtlichen Interviews basierende Artikel von Beate MEYER schildert den „Berufsalltag zweier Mitläuferinnen im Nationalsozialismus“, die in zwei typischen ‚Frauenberufen‘ – Lehrerin und Sekretärin – tätig waren. Die Lebenswege beider Frauen verliefen ausgesprochen unspektakulär. Das Verhältnis der Frauen zum Nationalsozialismus blieb zunächst aufgrund einer eher konservativen Grundhaltung distanziert, die Verhältnisse im NS-Staat ließen sich aber bald für den persönlichen beruflichen Aufstieg nutzen. Eine kritische Selbstprüfung blieb nach Ende des Krieges aus. In der Rückschau nahm die Lehrerin für ihre Entlastung das Geschlechtsstereotyp der unpolitischen Frau in Anspruch. Die Beschreibung von erfahretem Elend betraf immer nur die ‚Volksgenossen und -genossinnen‘, über das Schicksal ehemaliger jüdischer Kolleg/inn/en und Schülerinnen fiel kein Wort. Auch die persönliche Schuld, die in der „emotionalen Konditionierung“ ihrer Schülerinnen im Sinne des Systems bestand (S. 185), wurde nicht reflektiert. Der Beitrag von Katrin DÖRDELMANN über „Verhalten und Motive von Denunziantinnen“ räumt energisch mit mehreren Mythen in der Frauen- und Geschlechtergeschichte zum Nationalsozialismus auf. Zum einen ist Denunziation nicht, wie Helga SCHUBERTS 1989 veröffentlichte Studie über „Judasfrauen“ suggeriert, ein typisches Frauendelikt, zum anderen erfolgten Denunziationen nur selten aus politischen Gründen. Die Anzeigen bei der GESTAPO waren vielmehr ein Mittel, private und soziale Konflikte auszutragen. An sechs Fallbeispielen, die auf Nachkriegsprozesse der Kölner Staatsanwaltschaft zurückgehen, demonstriert die Autorin, „wie familiäre Spannungen, nachbarschaftliche Streitigkeiten oder berufliche Konkurrenz zu einer Denunziation führten“ (S. 18). Zusammenfassend läßt sich die Schlußfolgerung ziehen, „daß beide Geschlechter zu Tätern, Opfern, Mitläufern und Zuschauern im Nationalsozialismus gehörten, daß also die Geschlechtszugehörigkeit allein noch keine Aussage über den Grad der Verantwortung zuläßt“ (S. 20).

4. von Felden, Die Frauen und Rousseau. In der ideologiekritischen feministischen Forschung der 70er und 80er Jahre galt ROUSSEAU als der Frauenfeind schlechthin, als derjenige, der die ‚Polarisierung der Geschlechtscharaktere‘, die normative Festlegung der Frauen auf Passivität, Schwäche

und Minderwertigkeit theoretisch ausgestaltet und festgeschrieben hat. 1983 hat die diskursanalytisch arbeitende Literaturwissenschaftlerin Christine GARBE mit einem vielbeachteten Aufsatz eine Trendwende in der ROUSSEAU-Forschung eingeleitet. Sie kritisierte „vor allem allzu eindeutige Textauslegungen, sei es durch Nichtbeachtung jeder Literarizität von Texten, sei es durch eindimensionale Rückführungen von Textaussagen auf Autorintentionen und deren psychische Problematik“ (S. 31). Dieser Trendwende haben sich in den 90er Jahren Autorinnen aus der Geschichtswissenschaft und der Historischen Pädagogik angeschlossen. Heide VON FELDEN hat nun mit „Die Frauen und ROUSSEAU“ eine neue Phase der ROUSSEAU-Rezeption eröffnet. Ihr Interesse gilt nicht mehr vornehmlich ROUSSEAU und der Interpretation seiner Schriften durch nachfolgende ‚Meisterdenker‘ (Ute FREVERT) der Moderne. Sie interessiert sich nicht mehr für Frauen als passive Objekte (auch hier findet sich der ‚Opfer-Diskurs‘ wieder!) pädagogischer Bestrebungen, sondern fragt danach, wie Frauen gesellschaftliche Zusammenhänge aktiv (mit)gestaltet haben. Ausgangspunkt ihrer Fragestellung war das Paradoxon, daß Frauen im ausgehenden 18. Jahrhundert der ‚repressiven‘ ROUSSEAU’schen Ausgestaltung des Geschlechterverhältnisses „offensichtlich etwas abgewinnen konnten“ (S. 10). Dabei bleibt die Frage offen, ob die Frauen des 18. Jhs. das Geschlechterverhältnis überhaupt als repressiv empfunden haben oder ob hier nicht vielmehr eine heutige Sichtweise auf das 18. Jh. übertragen wird. Was die Auswahl der Autorinnen angeht, so hat Heide VON FELDEN Frauen ‚entdeckt‘, die in der Historischen Pädagogik kaum zur Kenntnis genommen worden sind. Die meisten von ihnen stammten aus dem Adel oder dem gehobenen Bürgertum, waren als Schriftstellerinnen oder Erzieherinnen tätig, standen in Briefwechsel mit bekannten Persönlichkeiten und/oder gehörten geselligen Kreisen an. Diese Frauen, die sich am öffentlichen Diskurs im ausgehenden 18. Jh. beteiligten, waren keineswegs eine homogene Gruppe, sie zeigten vielmehr „unterschiedliche Rezeptionshaltungen, unterschiedliche Präferenzen in den Themen, unterschiedliche Urteile über ROUSSEAU und unterschiedliche Darstellungsformen in den Schriften“ (S. 247). Die individuellen Rezeptionshaltungen werden von der Autorin vier Klassifikationen zugeordnet: ‚Schwärmerische Identifikation‘, ‚Ab-

wägende Vernunft', ‚Eigenständige Perspektiven‘ und ‚kühle Distanz‘. Als Rezeptionsdokumente griff die Autorin auf unterschiedliche Quellengattungen (Reiseberichte, Romane, Abhandlungen, Erzählungen und Briefe) zurück. Die Auswahl der Autorinnen hat mich in einem Punkt nicht überzeugt: Aufgenommen wurden nur Schriften von Frauen mit eindeutigen ROUSSEAU-Denotaten. Damit fielen alle Schriften heraus, bei denen zwar eine inhaltliche Nähe zu Rousseau unbestreitbar ist (z.B. Caroline RUDOLPHIS Gemälde weiblicher Erziehung), in denen aber der Name des Genfer Philosophen nicht auftaucht. Dagegen fand eine Autorin wie Agnes VON STOLBERG Eingang in die Auswahl, obwohl ihre ROUSSEAU-Rezeption lediglich durch eine Briefstelle belegt wird. Die textimmanente Interpretation dieser Textpassage erweist sich denn auch als ausgesprochen unergiebig. Für die Geschichte der Pädagogik hält der Band einige überraschende Erkenntnisse bereit. Zunächst einmal waren Frauen zur Zeit der Aufklärung „eher an philosophischen und moraltheoretischen Zusammenhängen interessiert (...) als an Analysen des 5. Buches des ‚Emile‘, der bevorzugten Quelle für die feministischen Forscherinnen“ (S. 12). Auf ROUSSEAUS Ausführungen zur Mädchenerziehung und zum Geschlechterverhältnis haben zeitgenössische Frauen kaum Bezug genommen; sie interpretierten vielmehr ‚ihren‘ ROUSSEAU auf eine höchst eigenwillige Art und Weise. Die nur für den Knaben Emile geltende Form der ‚negativen Erziehung‘ wollten sie auch in der Mädchenerziehung angewandt wissen. Sie befürworteten den Gedanken der Eigenständigkeit des Kindes und der lebenslangen Selbstbildung, bezogen ihn gleichermaßen auf Jungen wie auf Mädchen und unterstützten damit eine „zunehmende Individuierung für beide Geschlechter“ (S. 248). Die Frauen bedienten sich sehr selbstbewußt der Argumente ROUSSEAUS, „die ihnen wichtige Anregungen für ihr eigenes Denken lieferten und vernachlässigten daneben Inhalte, die nicht in ihr System paßten“ (S. 246).

5. Klein/Liebsch, Zivilisierung des weiblichen Ich. Der von den beiden Soziologinnen Gabriele KLEIN und Katharina LIEBSCH herausgegebene Band „Zivilisierung des weiblichen Ich“ kreist um die Frage, „wie sich der Prozeß der Zivilisation aus der Sicht der Frauen- und Geschlechterforschung“ lesen läßt. Die Autor/inn/en lassen sich

dabei von folgenden Fragestellungen leiten: Erstens wird „der historische Prozeß der Ich-Bildung von Frauen in Auseinandersetzung mit der Zivilisationstheorie von Norbert ELIAS untersucht, zum zweiten nach dem Beitrag von Frauen bei der zivilisationsgeschichtlichen Etablierung der zweigeschlechtlichen Ordnung gefragt. Drittens ging es darum, inwieweit sich die Befunde der Frauen- und Geschlechterforschung mit der figurationssoziologischen Begrifflichkeit beschreiben und auf der zivilisationstheoretischen Folie analysieren lassen und schließlich auch um die grundlegende Frage, ob und welche Beiträge die Frauen- und Geschlechterforschung von der Figurationssoziologie erwarten kann“ (S. 7). Positiv hervorzuheben ist der einleitende Beitrag der Herausgeberinnen, in dem sie ihre theoretischen Überlegungen zum Verhältnis von feministischer Theorie und Zivilisationstheorie darlegen und am Beispiel der feministischen Debatten über ‚Opfer-Täter‘, ‚Differenz‘, ‚sex-gender‘ und ‚doing gender‘ vier unterschiedliche Lesarten des Readers vorstellen. Um auch die ELIAS-unkundigen Leser/innen am theoretischen Gewinn partizipieren zu lassen, folgt eine klar strukturierte und gut geschriebene Einführung in die Soziologie Norbert ELIAS‘ von Heike HAMMER, die ich so manchem Verfasser von schwerverdaulichen ‚Einführungstexten‘ zur Nachahmung empfehlen möchte. Die nachfolgenden Beiträge nähern sich dem Thema historisch oder theorievergleichend. Die theorievergleichenden Beiträge kontrastieren die Figurationssoziologie mit anderen soziologischen Theoriemodellen, mit den Theorien BOURDIEUS (Ulrike DÖCKER), FOUCAULTS (Hilge LANDWEER) und Ulrich BECKS (Bärbel MEURER). Die historischen Arbeiten sind chronologisch geordnet, und der zeitliche und inhaltliche Bogen reicht von den frühneuzeitlichen Geschlechterbeziehungen in der höfischen Gesellschaft (Claudia OPITZ) bis zur Bedeutung der Figurationssoziologie im Kontext gegenwärtiger Gleichstellungspolitik (Annette TREIBEL). Erfreulich ist auch der interdisziplinäre Zuschnitt des Bandes. Im Vergleich zur Soziologie und zur Geschichtswissenschaft sind andere Fächer wie z.B. die Erziehungswissenschaft allerdings nur am Rande vertreten (Beatrix NIEMEYER), was zweifellos damit zusammenhängt, daß die ELIAS-Rezeption in der Pädagogik noch gänzlich in den Kinderschuhen steckt. Dabei dürfte die Zivilisationstheorie, die gesellschaftliche und individuelle Ent-

wicklung miteinander verbindet, noch einige erkenntnistheoretische Herausforderungen für die Pädagogik, insbesondere für die historisch-pädagogische Anthropologie und die (historische) Bildungs- und Sozialisationsforschung bereit halten. So richtet sich das Augenmerk ELIAS' vor allem auf Kontinuitäten, weniger auf Diskontinuitäten oder historische ‚Bruchstellen‘. Im Gegensatz zur sozialhistorischen Bürgertumsforschung, die die Historische Pädagogik in den beiden letzten Jahrzehnten entscheidend geprägt hat, hat der Übergang von der feudalen zur bürgerlichen Gesellschaft bei ELIAS kein so einschneidendes Gewicht. Zudem konzentriert sich ELIAS auf Veränderungen in den Verhaltensstandards der gesellschaftlichen Oberschichten und gewinnt seine Befunde gerade nicht aus der Analyse des aufstrebenden Bürgertums. In Anbetracht des erst kürzlich wieder konstatierten Forschungsdefizits über die Bildungsbestrebungen des Adels im 18. und 19. Jahrhundert ist die Rezeption der ELIASschen Werke längst überfällig. Daß die Frauen- und Geschlechterforschung ihre Affinität zur Figurationssoziologie erst jetzt entdeckt, bleibt erklärungsbedürftig. Déjà-vu-Erlebnisse werden bei der Lektüre des Bandes kaum ausbleiben, deutet ELIAS doch „antagonistische Begriffe – zum Beispiel biologische und gesellschaftliche Natur der Menschen, Individuum und Gesellschaft, Körper und Psyche, Soziogenese und Psychogenese – als realitätsfremde Konstruktionen“ (S. 16). Sein Vorschlag, antagonistische Begriffe mit einer neuen Terminologie zu erfassen und interdisziplinär zu erforschen, liest sich wie ein altvertrautes Programm feministischer Forschung.

6. Wobbe, Wahlverwandschaften. In ihrer Habilitationsschrift „Die Soziologie und die Frauen auf dem Weg zur Wissenschaft“ rekonstruiert Theresa WOBBE den Einzug der Frauen in die Wissenschaft zu Beginn des 20. Jhs., speziell in die Soziologie, die sich zeitgleich als eigenständige Disziplin konstituierte. Sowohl die Soziologie als auch die Frauen betraten die Wissenschaftsarena zu einer Zeit, in der das traditionelle System des Wissens in die Krise geraten war. Beiden Neuankömmlingen war eine besondere Rolle in dieser Krise zugeordnet. „Die Soziologie machte die Grenzen der Geisteswissenschaft sichtbar und entfaltete sich an deren ungelösten Problemen, gleichsam als ‚ihr böses Gewissen‘. Auf die Frau-

en kann diese Metapher ebenfalls bezogen werden, denn über eine andere Gegenstandskonstitution thematisierten sie das bildungsbürgerliche Geschlechterarrangement als ein veränderbares“ (S. 224f.). Beide Neuankömmlinge traf der Vorwurf des Dilettantismus, sobald sie in der Wissenschaft Gegenstände, Methoden und Deutungsmacht beanspruchten. Den Frauen verwehrte man den Zugang zur Universität mit dem Argument, ihre ‚Natur‘ sei dafür nicht geschaffen, der Soziologie bestritt man den Status als eigenständige Disziplin. Der Einzug der Frauen und der Soziologie in die überkommene Wissenschaftslandschaft führte zur Thematisierung bisher ausgesparter Problemlagen bzw. zu einem neuen Blick auf alte Gegenstandsbereiche. Eine der Forschungsfragen, mit der sich die noch junge Soziologie intensiv auseinandersetzte, war die nach der Relation von Individualität und Geschlechterdifferenz. Die Texte von Georg SIMMEL und Marianne WEBER sind die „ersten Texte der soziologischen Tradition, die die Problematik moderner Individualität geschlechtersoziologisch in einem differenztheoretischen Rahmen formulieren“ (S. 225). Den institutionellen Weg der Frauen ins Hochschulsystem zeichnet Theresa WOBBE am Beispiel der Philosophin Edith STEIN nach, die 1920 zwar die generelle Zulassung von Frauen zur Habilitation erstritt, selbst an dieser Hürde aber scheiterte. An ihrem Beispiel läßt sich die Bedeutung des Lehrer-Schüler-Verhältnisses für akademische Karrieren aufzeigen. Der Phänomenologe Edmund HUSSERL schätzte STEIN als Assistentin und kreative wissenschaftliche Zuarbeiterin, nicht aber als eigenständige Philosophin. Er lehnte es ab, sie in Freiburg zu habilitieren und entzog ihr damit die entscheidende Voraussetzung für eine wissenschaftliche Laufbahn. STEIN scheiterte an der doppelten Funktion, die die Habilitation im deutschen Wissenschaftssystem erfüllt. Zum einen stellt sie die wissenschaftliche Qualifikation der Bewerber/innen fest, zum anderen ist sie „ein Mittel der Kooptation des Lehrkörpers an der Fakultät“ (S. 85). Als „methodische Vorsichtsmaßnahme gegenüber der allzugroßen Evidenz eines deutschen Sonderweges“ geht die Autorin anschließend komparativ vor und widmet sich der Frage, inwieweit „der Blick auf die Soziologie und die Frauen, die Behauptung, daß sie Fremde und Neuankömmlinge im Hochschulsystem sind, der spezifischen Konstellation in Deutschland geschuldet“ ist (S. 19).

Das multiinstitutionelle amerikanische System eröffnete den Frauen die Möglichkeit, eigene Colleges zu gründen, und damit „Orte der Kommunikation, der Handlungsorientierung und Traditionsbildung und schließlich eigene Rekrutierungskanäle zu schaffen. Über diese Mechanismen, ihren Ausschluß zu umgehen, verfügten Frauen im deutschen Hochschulsystem nicht“ (S. 226). Den ausschlaggebenden Unterschied zwischen den Hochschulsystemen beider Länder sieht die Autorin in der unterschiedlichen zahlenmäßigen Repräsentanz der Frauen. „Ob heute 30% oder 6% der Professuren von Frauen besetzt sind, hat erhebliche Folgen im Hinblick auf die kognitive und soziale Bedeutung von Wissenschaftlerinnen in der Disziplin sowie auf die Interaktion zwischen Frauen und Männern in der Universität“ (S. 228). Die drei folgenden Fallstudien sind den Berufsbiographien von Frauen gewidmet, die als Beispiel für typische akademische Laufbahnen in der Weimarer Republik gelten können. Diese Frauen gehörten zu den ersten, die eine reguläre Universitätsausbildung absolvierten, promovierten, habilitierten bzw. auf eine Professur berufen wurden. Für die Auswahl der Wissenschaftlerinnen war kognitiv „der soziologische Problembezug der Fragestellungen ihrer Arbeiten ausschlaggebend. Institutionell war interessant, ob sie die Soziologie als Fach in der akademischen Lehre vertreten hatten oder ein anderes Fach, das für die Formierung und Institutionalisierung der Soziologie von Bedeutung war. Organisatorisch spielte die Mitgliedschaft in der ‚Deutschen Gesellschaft für Soziologie‘ eine Rolle“ (S. 145). Hanna MEUTER war die erste Wissenschaftlerin in Deutschland, die sowohl in der Soziologie promoviert als auch ihre Habilitationsschrift in diesem Fach verfaßt hat. Ihr Habilitationsverfahren wurde 1926 kurz vor dem Probevortrag „ausgesetzt“. Dieser euphemistische Begriff ist m. E. fehl am Platz; er kaschiert, daß das Verfahren nie wieder aufgenommen wurde. Beim Abbruch von MEUTERS Habilitationsverfahren haben vor allem institutionelle Momente eine Rolle gespielt. Theresa WOBBE vermutet, daß es Interessenkollisionen zwischen der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät und MEUTERS Mentor Leopold VON WIESE gegeben hat. Der Konflikt habe sich „auf die Rolle und den Status der Soziologie“ bezogen, denn MEUTER war die erste Schülerin VON WIESES, die sich in der Soziologie habilitieren wollte. Den Professoren

dieser Fakultät hätten damit gleich zwei Neuankömmlinge – die Soziologie und eine Frau als Hochschullehrerin – ins Haus gestanden. Wie Edith STEIN erfuhr auch Hanna MEUTER die zentrale Bedeutung, die dem Lehrer-Schüler-Verhältnis für Wissenschaftskarrieren zukommt. Leopold VON WIESE, „der sich im Hinblick auf die Institutionalisierungsstrategie der Soziologie immer als zäh und beharrlich“ erwiesen hatte, hat in diesem Fall seine Schülerin wohl nicht mit dem erforderlichen Nachdruck unterstützt (S. 204f.). Die Auswahl der dargestellten Fälle suggeriert, daß für Frauen 1933 politisch wie beruflich ein vollständiger Bruch stattgefunden habe. Dabei gibt es durchaus Wissenschaftlerinnen, deren Karriere gerade in der NS-Zeit ihren Aufschwung nahm. Als Beispiel läßt sich Charlotte LORENZ anführen, eine Ende der 20er Jahre habilitierte Wissenschaftlerin, seit 1937 außerplanmäßige Professorin an der Berliner Universität. 1945 aufgrund ihrer Mitgliedschaft in der NSDAP entlassen, erhielt sie später eine Dozentur am Soziologischen Seminar der Universität Göttingen. Ihre Berufsbiographie, die Kürzungen in der Druckfassung zum Opfer gefallen ist, hätte die ‚Opferthese‘ ein Stück weit relativieren können.

7. Connell, Der gemachte Mann. Die Männerliteratur boomt, nicht nur im angloamerikanischen Sprachraum, sondern auch bei uns. Wissenschaftliche Untersuchungen über die soziale Konstruktion von Männlichkeit sind dagegen immer noch Mangelware. In diese Marktlücke stößt das Buch des australischen Sozialwissenschaftlers Robert W. CONNELL, das sich wohlthuend von der Larmoyanz der Pamphlete abhebt, die zur Zeit den Büchermarkt beherrschen. An der Männerliteratur kritisiert der Autor, daß sie von einer Einheitlichkeit männlicher Lebenslagen ausgeht, die es in dieser Form nicht gibt. Der Begriff ‚Männlichkeit‘ taucht bei CONNELL daher immer im Plural auf. Im 1. Teil des Buches werden verschiedene theoretische Ansätze, Männlichkeit(en) zu begreifen, vorgestellt. Tiefenpsychologische und rollentheoretische Ansätze werden ebenso thematisiert wie neue Erkenntnisse aus der Ethnologie, der Geschichtswissenschaft und der Soziologie. Auch das Wissen, das die Frauen- und die Schwulenbewegung über Männlichkeit(en) hervorgebracht haben, wird präsentiert. Der zweite, empirisch angelegte Teil basiert auf lebensgeschichtlichen Interviews mit

vier Gruppen von Männern, die sich – unter völlig verschiedenen Umständen – mit einem veränderten Verhältnis der Geschlechter auseinandersetzen mußten. Im dritten Teil geht es um die politische Bedeutung des heutigen Wissensstandes über Männlichkeiten in Richtung eines sozial gerechteren Verhältnisses zwischen den Geschlechtern. Unter den theoretischen Ansätzen nimmt die frühe Psychoanalyse, deren radikales Potential sich in der FREUD-Nachfolge rasch verlor, breiten Raum ein. FREUDS Schüler betonten „den Zusammenhang zwischen psychischer Gesundheit und den traditionellen Geschlechterrollen“. Die Entwicklung zur Heterosexualität „– von Freud noch als vielschichtige und brüchige Konstruktion betrachtet – wurde zunehmend als unproblematischer und natürlicher Entwicklungsgang dargestellt“.¹ Auch der rollentheoretische Ansatz führt in dieser Hinsicht nicht weiter. CONNELL hält den Begriff ‚Geschlechtsrolle‘ für „eine grundsätzlich ungeeignete Metapher für geschlechtsbezogene Interaktionen“, da die Gleichsetzung von Geschlechtsunterschieden mit Geschlechtsrollen zu einem Kategoriedenken führt, bei dem das soziale Geschlecht auf zwei homogene Kategorien reduziert wird. Dies führe zu einer Fehlinterpretation der sozialen Realität. Die Unterschiede zwischen Männern und Frauen würden überspitzt wahrgenommen, während Strukturen anderer Art, wie Rasse, Klasse oder Sexualität vernachlässigt würden. Als wichtigste Erkenntnis neuerer theoretischer Ansätze erscheint demgegenüber „der geschichtliche und ethnographische Nachweis von der Vielfältigkeit und Veränderbarkeit von Männlichkeit.“ Eine bestimmte Art von Männlichkeit ist demnach Ausprägung einer bestimmten Kultur. Die Konstruktion einer bestimmten Form von Männlichkeit bedarf politischer Anstrengungen und bedeutet gleichzeitig die Verhinderung historischer Alternativen. Männlichkeit ist kein „stabiler Erkenntnisgegenstand“, der über alle Räume und Zeiten hinweg konstant bleibt. Das westliche Verständnis von Männlichkeit setzt individuelle Unterschiede und persönliche Aktivität voraus. In diesem Sinne beruht es auf dem Konzept der Individualität, das sich in Europa zu Be-

ginn der Moderne entwickelt hat. Aber das Konzept weist auch eine innere Relationalität auf. ‚Männlichkeit‘ existiert ohne den Kontrastbegriff ‚Weiblichkeit‘ nicht. Statt zu versuchen, Männlichkeit als einen natürlichen Charakterzug, einen Verhaltensdurchschnitt, eine Norm zu definieren, sollten die Forschenden ihre Aufmerksamkeit auf das Geschlechterverhältnis richten, auf die Prozesse und Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Die Beobachtung, daß „auch in ein und derselben kulturellen oder institutionellen Situation verschiedene Männlichkeiten entstehen können“, führten den Autor zum „Konzept einer hegemonialen Männlichkeit“. CONNELL versteht darunter „jene Form von Männlichkeit, die in einer bestimmten Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann.“ Wenn die „Vielfalt an Männlichkeitsformen nicht zu einer bloßen Charaktertypologie“ erstarren soll, muß man die Verhältnisse zwischen den verschiedenen Männlichkeiten ins Blickfeld nehmen, die der Autor mit den Begriffen Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft und Marginalisierung kennzeichnet. Große Bedeutung mißt CONNELL dem Verhältnis zwischen Körper und Männlichkeit bei, wobei seiner Meinung nach der konstruktivistische Ansatz, der den Körper zum „Schauplatz sozialer Determinierung“ macht, zu kurz greift. Die „Oberfläche, in die die sozialen Inhalte eingeschrieben werden“, sei weder leer noch unveränderlich. Die Körper von Männern seien nicht nur unterschiedlich und vielfältigen Veränderungen ausgesetzt, sie könnten auch in einem positiven Sinn widerspenstig sein, sich z.B. durch Krankheit, Leistungsabfall oder Impotenz verweigern. CONNELL kritisiert an der Soziologie, daß „sie sich zum größten Teil immer noch in einem DESCARTESchen Universum mit einer scharfen Trennung zwischen dem erkennenden, denkenden Geist und dem mechanischen, vernunftlosen Körper“ befindet. Auch diskurstheoretische Ansätze hätten diese Spaltung nicht überwunden. Sie hätten „den Körper zum Gegenstand symbolischer, machbezogener Praxen gemacht, aber nicht zu deren Teilnehmer.“ Der Körper werde aber durch „körperreflexive Praxen“ in den sozialen Prozeß einbezogen, ohne damit aber aufzuhören, Körper zu sein. Er verwandele sich nicht in ein Symbol, ein Zeichen oder eine Position im Diskurs. Seine Dinghaftigkeit löse sich nicht auf,

1 Der Text lag mir nur als Manuskript vor. Da sich die Seiteninformation durch den Umbruch noch ändern wird, habe ich auf die Angabe der Seitenzahlen verzichtet.

sondern bleibe von Bedeutung. So komplex die Analyse zur Entstehung von Männlichkeiten ist, so schwierig gestalten sich auch die politischen Lösungsvorschläge. „Das Modell einer Befreiungsbewegung läßt sich einfach nicht auf die gesellschaftliche Gruppe übertragen, welche die Macht in Händen hält. (...). Radikale Politik funktioniert in der Regel dann, wenn es gelingt, Solidarität und Engagement für gemeinsame Anliegen oder Interessen zu mobilisieren. So funktioniert der Klassenkampf der Arbeiter, nationale Befreiungsbewegungen, die Frauen- und Schwulenbewegung. Für eine antisexistische Politik von Männern kann das nicht funktionieren, weil sich die soziale Gerechtigkeit im Geschlechterverhältnis gegen die Interessen der Männer richten würde.“ Die vielversprechendsten Ansätze einer Männlichkeitspolitik findet man CONNELL zufolge außerhalb der reinen Geschlechterpolitik, an den Schnittstellen des sozialen Geschlechts mit anderen Strukturen. Er plädiert daher nicht für eine Männerbewegung, sondern für eine „Politik der Bündnisse“. Ein wichtiger „Schauplatz einer Bündnispolitik“ ist CONNELL zufolge die Pädagogik, aber außer der Forderung nach einer Veränderung der Lehrpläne („Pluralisierung der Inhalte“),

fällt ihm nicht viel ein. Hier trifft er sich aber durchaus mit Vertretern der Erziehungswissenschaft, die unter Pädagogik fast ausschließlich Schulpädagogik verstehen. Dabei werden die Grundlagen der Persönlichkeitsentwicklung doch weit vor Schulbeginn gelegt. Gefragt wären demnach eher die Adressat/inn/en frühkindlicher Sozialisation, d.h. Eltern, Erzieher/innen in Kinderkrippen und Kindergärten sowie Lehrende in Familienbildungsstätten und Fachschulen für Sozialpädagogik. Abschließend warnt CONNELL zwar davor, das Interesse der Männer an der Aufrechterhaltung des Patriarchats zu unterschätzen, aber dieses Interesse „wirkt nicht wie eine vereinte Kraft in einer homogenen Struktur. Sobald wir dies erkannt haben, können wir jenes eindimensionale Strategiedenken hinter uns lassen, das von frühen Patriarchatsmodellen beeinflusst war.“ Die üblichen Formen von Männlichkeit werden weiterhin reproduziert und institutionalisiert, aber eine kulturelle Neukombination ihrer Elemente ist möglich geworden. Eine Politik, die diese Möglichkeiten nutzen will, benötigt sowohl exaktes Wissen als auch eine gehörige Portion Erfindungsreichtum.

PD Dr. Elke Kleinau